



Nach dem jüngsten Ansturm von Flüchtlingen auf die spanische Exklave Ceuta ist der Bau neuer Grenzanlagen geplant. Die Studie „Borderscapes“ untersucht, welchen Einfluss die Außengrenzen der „Festung Europa“ auf die Stadtplanung haben. Links die Grenze zwischen Spanien und Marokko, die durch das Gewerbegebiet „Polygon Tarajal“ (Karte unten) verläuft.

Rechts: das digitale Triptychon von ArchiFactory.de, zu sehen in der Berliner Galerie suitcasearchitecture. Abbildung: Architekten

Ceuta (Spanien) Borderscapes

Für die Flüchtlinge aus dem Süden beginnt Europa bereits in Marokko: an den Grenzen der spanischen Exklaven Ceuta und Melilla. Die jeweils um die 70.000 Einwohner zählenden Städte an der nordafrikanischen Küste markieren empfindliche Stellen an der Südgrenze der EU und sind zuletzt Anfang Oktober wegen des dramatischen Flüchtlingsansturms in die Schlagzeilen geraten. Als Konsequenz soll nun die bestehende Grenzanlage durch einen dritten, „unüberwindbaren“ Grenzzaun verstärkt werden. Welche Auswirkungen hat die Grenzsituation auf die Städte? Welche strukturellen Probleme entstehen, und wie werden sie planerisch gelöst? Das Brüsseler Stadtplanungsbüro Topotronic hat im Rahmen des Projekts „Borderscapes“ die Auswirkungen von Landesgrenzen auf die Raumplanung untersucht. Im Mai dieses Jahres entstand – anlässlich einer für 2006 geplanten Publikation der Uni Madrid – auch eine Fallstudie zu Ceuta.

Die Stadt auf dem Isthmus von Ceuta wurde 1580 im Zuge der Reconquista von Spanien erobert und zu einem Militärstützpunkt ausgebaut, der heute durch die EU-Außengrenze eine neue Bedeutung gewonnen hat. Vom Mutterland als Insel behandelt, genießt die Stadt eine Sonderstellung und verfügt über eine unabhängige Trinkwasser-, Strom- und Gesundheitsversorgung. Wider Erwarten ist es jedoch nicht der wachsende Flüchtlingsstrom, der zum Haupteinflussfaktor für die Stadtentwicklung wird. Trotz der Ähnlichkeit mit einem autarken Stadtstaat hat Ceuta direkten Einfluss auf die wirtschaftliche und räumliche Entwicklung der Nach-

barn und umgekehrt. Durch das Bestehen der Grenze kommt es auf beiden Seiten zu Wechselwirkungen, die – in abgeschwächter Form – auch an Stadt- und Gemeindegrenzen beobachtet werden können.

Ceuta zieht täglich 13.000 Pendler aus den marokkanischen Grenzorten Fnideq und der Bucht von Benzú an, die sich tagsüber als billige Arbeitskräfte verdienen und gegen Abend wieder aus dem Stadtbild verschwinden. Ceuta profitiert von Einkaufstouristen aus Marokko, die in dem direkt hinter der Grenze neu angelegten Gewerbegebiet „Polygon Tarajal“ Produkte wie Alkohol, Markenartikel und Autoreifen einkaufen. Aber auch jenseits der Grenze wird Nutzen aus der Entwicklung gezogen: Die Einwohner von Ceuta besuchen die marokkanische Stadt Fnideq, auch als „El Corte Inglés de Ceuta“ bekannt, um frische Lebensmittel, günstige Dienstleistungen und „gefakte“ Markenartikel einzukaufen. Fnideq erlebt derzeit einen Bauboom, es entstehen neue Stadtteile, Hotels und Serviceeinrichtungen. Das Wachstum erzeugt Vertrauen, und während man früher von Ceuta aus lieber in Immobilien auf dem spanischen Festland investierte, liegen heute Ferienhäuser in Marokko im Trend.

Der neuralgische Punkt der Entwicklung – die Grenze – wird in Ceuta planerisch als Rückseite behandelt. In dem neuen Gewerbegebiet am südlichen Grenzübergang von Fnideq wurde die Grenzmauer in das Straßenprofil integriert, direkt hinter dem nördlichen Grenzort Benzú gibt es eine Recyclingstation und einen Schrottplatz – als Gegenreaktion darauf lässt sich der neue Friedhof auf marokkanischer Seite interpretieren. Die Zugverbindung Ceuta–Fnideq wurde eingestellt, die Endstation der jetzt betrieb-



nen Buslinie heißt „Frontera“. Dieses Image soll aber nicht für die Stadt gelten, im Gegenteil. Es gibt die deutliche Tendenz, Ceuta für den Tourismus als „europäisches Tor nach Afrika“ auszubauen. Dabei werden die begrenzten Flächenreserven der Stadt zum Problem. Die an der Einschnürung der Landenge gelegene Altstadt musste vor kurzer Zeit durch Landgewinnung verbreitert werden, um Platz für einen neuen Yachthafen und ein „mediterranes Badeparadies“ zu schaffen. Ein Blick in die Geschichte zeigt, dass administrative Grenzen mit der Zeit wandern, durchlässig werden oder gar ganz verschwinden können. Das Beispiel der jüngsten Entwicklung in Ceuta zeigt aber, dass die Gestalt der Grenze langfristig durch „Borderscapes“ wie neue Nutzungen, Gebäude, Infrastruktur oder Landgewinnung über die Grenzlinie hinaus räumlich fixiert wird. Die wirtschaftliche und strukturelle Abhängigkeit zwischen den beiden Städten wächst und lässt den geplanten Ausbau der Grenzanlagen paradox erscheinen.

Kristin Jensen

Berlin

ArchiFactory.de – Sichtbarkeit, anders

In der Mitte des Raums ein Tisch, darauf sechs Bildschirme. In jeweils anderem Rhythmus und also immer neue Konstellationen bildend zeigen sie Dias zu zwei Gebäuden des Bochumer Büros ArchiFactory.de: Haus Ebeling (Heft 6/2002) und Apartmenthaus Klenke, beide im Dortmunder Süden. Für die Präsentation in der Berliner Galerie suitcasearchitecture haben die Partner Matthias Hermann und Matthias Koch die Form eines klassischen Triptychons gewählt. Der jeweils mittlere Monitor zeigt die Inspiration des Entwurfs: Rohe Materia-



lien und Fotos der Umgebung ebenso wie Analogien aus der Kunst und Architekturgeschichte. Rechts davon werden Pläne gezeigt, auf der linken Seite Fotos der fertigen Gebäude. Deren präzise geschnittene Volumen – keine Dachüberstände, bündige Fenster, homogene Materialität – mögen für sich betrachtet abstrakt und minimalistisch wirken. In ihren Kontext gestellt, zeigen sie sich aber von ihrer Umgebung ganz unmittelbar angeregt und steigern diese durch Vergrößern und Verknappen einzelner Elemente. Der Titel der Schau – Sichtbarkeit, anders – deutet an, worum es den Architekten vornehmlich geht: den Betrachter nicht mit dem spektakulär Andersartigen zu überwältigen, sondern Aufmerksamkeit zu erzielen, indem sich das vertraute Bild des Ruhrgebiets plötzlich ins Unbekannte verschoben zeigt – und so als etwas ästhetisch potentiell Befragbares deutlich wird. In einer Region, die am Ende des Industriealters nach einer neuen eigenen Baukultur sucht, ist solch Aufklärertum Kulturarbeit. *ub*

suitcasearchitecture, Choriner Straße 54, 10435 Berlin, www.suitcasearchitecture.com; bis 27. November, Mi–Fr 17–20, Sa, So 14–18 Uhr



Gesellschaftlich engagierte Architektur plus formale Experimente: Raoul Bunschoten versucht in seinen Projekten, diese beiden Ansätze zusammenzubringen. Links eine Skulptur im Schaufenster der London Metropolitan University als Prototyp für einen geplanten Pavillon im Stadtteil Hackney. Foto: Architekten

Rechts der Erweiterungsbau von Coop Himmelb(l)au in seinem städtischen Umfeld, flankiert vom Altbau der Akademie und Schwabinger Wohnhäusern Foto: Dieter Rehm, München

Hamburg

CHORA/Raoul Bunschoten

Architekten, Stadtplaner und Projektentwickler beschränken sich gerne auf die vordergründige Ästhetik und die Vermarktung von Bauten und Stadträumen. Wie die Menschen mit ihrer gebauten Umwelt zurechtkommen, das wird an „die Politik“ delegiert. Sozial integrative kommunalpolitische Projekte dagegen haben anspruchsvolle Gestaltung nahezu aus ihren Programmen gestrichen: Schnell kommt der Verdacht auf, man habe es mit Kosmetik zu tun. Im vergangenen Jahr etwa wurde nur eine einzige architektonische Arbeit – die Modernisierung der Erika-Mann-Grundschule in Berlin durch Susanne Hofmann und die Baupiloten der TU-Berlin – mit dem Preis der „Sozialen Stadt“ ausgezeichnet, und das galt in der Jury auch noch als Besonderheit.

Die Verzahnung dieser vermeintlichen Gegensätze ist für den niederländischen Architekten Raoul Bunschoten Programm. 1994 hat Bunschoten, derzeit Hochschullehrer an der Metropolitan University in London, das Institut CHORA gegründet, das sich um eine projektorientierte Erforschung der ökonomischen und gesellschaftlichen Zusammenhänge in Problemgebieten bemüht. Das Institut for Cultural Policy (iCP) in Hamburg hat in Zusammenarbeit mit dem NAI in Rotterdam CHORA und Raoul Bunschoten jetzt eine umfassende Werkschau gewidmet, die einen sehr differenzierten Arbeitsansatz sichtbar macht. „Urban Curation“ heißt die von CHORA entwickelte Methode, „Urban Gallery“ nennt sich der Prototyp eines auf das Internet gestützten Planungsinstruments. Mit Hilfe eines „dynamischen Masterplans“ können Bewoh-

ner oder anderweitig Betroffene an der Planung teilhaben. Bunschoten lässt es in seinen Planungen aber nicht beim Aufzeigen struktureller Zusammenhänge bewenden, sondern wird sehr konkret, wenn er beispielsweise mit Schülern in Carndonagh (Irland) Platten aus faserbewehrtem Beton herstellt, die eine individuelle Gestaltung der Schule ermöglichen. Auf die symbolische Wirkung von Architektur setzt CHORA in allen Projekten: Im Londoner Bezirk Hackney, dem mit den Olympischen Spielen 2012 eine Aufwertung und Gefanzifizierung bevorsteht, soll diese Aufgabe ein skurril geformter Pavillon übernehmen, von dem man sich eine ähnliche Impulswirkung verspricht, wie sie der Serpentine Pavillion im Hyde Park hat. Für einen Gedenkpark in Arnheim, der an den Invasionsversuch alliierter Fallschirmspringer im Jahr 1944 erinnern soll, schlug CHORA in einem siegreichen Wettbewerbsbeitrag eine Landschaft mit begehbaren Skulpturen vor, die niedergehenden Fallschirmen nachempfunden sind. Die gesellschaftlich-gestalterischen Vernetzungsstrategien zeigen neue Perspektiven, aber auch die Komplexität von Stadtentwicklungsstrategien auf, die die integrative Wirkung von Architektur bewusst mit einbeziehen. Ihre Präsentation ist sehenswert, bleibt allerdings – was dem Thema innewohnt – sehr abstrakt. *Olaf Bartels*

Institute for Cultural Policy (iCP), Bernstorffstraße 93–95, www.i-c-p.org; bis 27. November, täglich von 16–21 Uhr Der Katalog „From Matter to Metaspaces“ ist beim Springer-Verlag erschienen und kostet 19 Euro.

München

Erweiterungsbau der Akademie der Bildenden Künste

Der Altbau der Akademie der Künste, 1884 von Gottfried von Neureuther im Stil der Neorenaissance erbaut, wurde über Jahrzehnte vernachlässigt. Das dem palastartigen Gebäude anhaftende Stigma, ein Hort der Studentenrevolte von 1968 zu sein, förderte die Zuwendungsbereitschaft des Bayerischen Staates nicht gerade. So scheiterten alle Versuche, die seit dem Zweiten Weltkrieg bestehende Raumnot der Kunstakademie zu lindern. Erst einige diplomatische Schachzüge des ehemaligen Rektors Ben Willikens machten es möglich, Gel-

mentale Auftürmung – im besten Fall findet ein Monolog statt. Die Bauzahlen sprechen für sich: Einer Nutzfläche von 4713 m² stehen 9.877 m² BGF und gigantische 44.676 m³ umbauter Raum gegenüber.

Die Architekten zauberten ein Atelier- und Verwaltungsgebirge, das den Nutzern sicherlich einige Annehmlichkeiten bietet. „Vernetzt“ nennt Wolf D. Prix diese funktional-plastische Komplexität, damit meint er wohl die im Gegensatz zum Außenbild unübersichtliche innere Struktur. Sie zeichnet sich u. a. durch eigenständige Brückenkonstruktionen im Atrium aus – einem Ort, den es laut Raumprogramm „eigentlich nicht geben dürfte“ (Prix). Umso erstaunlicher der



der einerseits für die Sanierung des Neureuther-Baus (40 Mio. Euro) und andererseits für die besagte Erweiterung (20 Mio. Euro) zur Verfügung zu stellen. Der Entwurf für die Erweiterung liegt seit 1992 vor. Coop Himmelb(l)au waren seinerzeit als Sieger aus einem Wettbewerb hervorgegangen. Dann passierte wieder lange Zeit nichts, erst die Ernennung von Edmund Stoiber zum Ehrensenator der Akademie brachte Schwung in die Sache, einschließlich der Zusage bis zur 200-Jahr-Feier im Jahre 2008 die Akademie zu sanieren. Am 26. Oktober nun, nur zwei Jahre nach der Grundsteinlegung, wurde der Neubau mit einem Staatsakt übergeben. Einer zähen elfjährigen Startphase folgte quasi explosionsartig die Bauphase. Im Vergleich zu Neureuthers palastartiger, aber fein ziselierter Fassade wirken die neuen Kubaturen wie von Riesenhand gestemmt. Die Einbindung in die bürgerlichen Karees von Schwabing ist schwierig, der Neubau gibt sich betont anders. Und dennoch hält sich die Provokation in Grenzen. Seltsam bieder erscheint die Akademie im metallisch-gläsernen Gewand, wie ein exaltierter Bürobau. Die imposanten Volumina gehen den von Festrednern beschworenen „Dialog zwischen Tradition und Neuem“ nicht ein, sondern bilden schlicht eine monu-

Aufwand, mit dem die Konstruktionen das Atrium überspannen: Sie sind nicht in den Wänden aufgelagert, sondern eigenständige Bauwerke. Lange, schwere Stützen, zum Teil geneigt, stehen ungelent im Raum. Wie bei einigen anderen Details ist es dem Betrachter nicht vergönnt, die Konstruktion zu begreifen. Vieles wirkt unbeholfen, hingebogen und überdimensioniert. Die so oft von dem Wiener Büro geforderte radikale Geste, die mit Linien, Oberflächen und deren Brüchen spielt, ist nirgends zu finden. Das noch unbezogene Gebäude kokettiert mit seiner Großzügigkeit. Ob aber etwa das opulente Atrium oder Räume von über fünf Metern Deckenhöhe langfristig eine Faszination auf die Nutzer ausüben werden, bleibt abzuwarten.

Erschreckend ist jedoch eins: Im Vergleich mit Coop Himmelb(l)aus zweiter Münchner Baustelle, der noch im Rohbau befindlichen BMW-Welt, offenbart sich die Halbwertzeit von Architektur. Zum zweiten Mal in ihrer Geschichte schmückt sich die Akademie mit einem Gebäude im rückwärtsgewandten Stil. Nicht von ungefähr benannte Rektor a. D. Ben Willikens den Bau „eine Spätlese des Dekonstruktivismus“.

Christian Breusing